



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schon unterwegs erhielt ich die Erklärung der überraschenden Erscheinung: Hinterwinkel bekam feindliche Einquartierung; die Quartiermacher befanden sich schon seit der Morgenfrühe im Dorf.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Afrikanische Gesechte. Ehe Dr. Karl Peters die Kilimandscharostation verließ, um einen Urlaub anzutreten, schrieb er ein kleines Schriftchen über „Gesechtsweise und Expeditionsführung in Afrika“ (Berlin, Walthers und Apolant, 1892). Kurz darauf fiel sein Stellvertreter von Bülow, einer unsrer erfahrensten Ostafrikaner, in einem der Gesechte, von deren Führung Dr. Peters so weise spricht: Schade, daß er ihm nicht selbst mit seinem Rat zur Seite stehen konnte! Das Schriftchen enthält auf vierzehn Seiten die Essenz der Erfahrungen seines Verfassers auf der Emin-Pascha-Expedition in acht Petersschen scharf geschliffnen Sätzen, deren wesentlicher Inhalt etwa in die Worte gefaßt werden kann: Die militärischen Aufgaben der Europäer in Afrika liegen nicht in grundsätzlicher Unterjochung der Eingebornen, sondern in der Lösung bestimmter Aufgaben: Deckung einer Straße, Pflanzung u. dgl. Die Afrikaner haben wenig physischen und keinen moralischen Mut, sie suchen einzuschüchtern, um ihre Furcht zu verdecken, ihre starken Seiten sind Tücke und List, und das ostafrikanische Gelände kommt den Ueberfällen entgegen. Milde der Kriegsführung und Milde nach dem Siege sind dem grausamen und sklavenhaften Neger unverständlich. Waffe, Gewohnheit und Gelände bedingen den Maßkampf, in dem sich der Europäer jedesmal die Initiative sichern muß. Der sorgsamste Vorpostendienst ist erste, rücksichtsloses Vorgehen die nächste Pflicht. Entscheidende Feldschlachten sind bei dem „flüchtigen“ Charakter des Afrikaners unmöglich, die Militärstation sichert das Groberte. Als Soldatenmaterial findet der Doktor Zulus und Sudanesen gut, Suaheli verwerflich, möchte aber für gesunde Binnenstationen, wie Kilimandscharo, eine deutsche Freiwilligentruppe und für größere Unternehmungen eine irreguläre aus Somali, Galla, Masai gebildet sehen, die mit Afrikanern afrikanisch zu sechten versteht.

Prophet oder Kapuziner? „Was nützt es, allen Staub und Schutt der Geschichte zu sichten und zu sieben, wenn das intuitive Verständnis für das Wehen des göttlichen Geistes fehlt, der durch die Thaten der Menschen seine leuchtenden Schicksalsfäden zieht und über das Woher und Wohin der Bewegung deutlich genug Zeichen und Winke giebt?“ „Aus einer sorgfältigen Vergleichung der Teile gilt es eine durchgehende Tendenz in dem ganzen geschichtlichen Verlauf“ zu erkennen, „ein providentielles Gesetz,“ „einen Plan Gottes.“ Dreimal hat Gott Preußen aus großer Gefahr errettet: 1762, 1812, 1870. „Auf diese göttliche Gnadenerweisung hat unser Volk allemal geantwortet mit einer auffallenden Gottentfremdung.“ „Und wenn der Abfall vom Christentum eintritt, so taucht als sein [des Abfalls?] Schatten auch die Gestalt des Juden auf, mit der Miene geistiger Überlegenheit (Mendelssohn, Heine, die Judokratie).“

Leider liegen die Vorbilder dieser seltsamen Art Geschichte zu schreiben im — alten Testament, in den theokratisch zugespitzten Chroniken des auserwählten Volkes. Diese doch etwas rückständige Geschichtsauffassung würden wir sich selbst überlassen, wenn nicht in demselben Buch, dem diese Sätze entnommen sind (Aus drei Epochen preussischer Geschichte. Eine Studie über das Woher und Wohin unsrer Bewegung von Prof. Dr. Hellmuth Dondorff. Berlin, Wiegand und Grieben, 1892) auch recht beachtenswerte Dinge stünden: „Der Individualismus, dies mächtig treibende Prinzip der modernen Kulturbewegung, an sich berechtigt und notwendig, um die Fülle innerer Lebenskräfte zur Entfaltung zu bringen, mußte doch, einmal losgelöst von der religiösen Grundlage, ohne zu wurzeln in den Kräften einer ewigen Welt, die den einzelnen im Zusammenhang mit dem Weltganzen nach einer gottgewollten Ordnung erhält, eine gesteigerte Selbstsucht, eine frühzeitige Erschöpfung und Verödung des Einzelnebens auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zur Folge haben.“ Dondorff kritisiert nun den ästhetischen, den philosophischen, den religiösen, den politischen und den wirtschaftlichen Individualismus der dreißiger Jahre und den radikalen Liberalismus unsrer Tage. „Was unsrer Gesellschaft ein so verzweifelt hippokratisches Ansehen giebt, das ist der Umstand, daß die Ethik, oder sagen wir die sittliche Substanz im Volksleben, sich mehr und mehr aus den verschiedenen Lebensgebieten zurückzieht und von einer verblendeten Wissenschaft geradezu zurückgewiesen wird.“ „Die Trennung aller Lebensgebiete (Gewerbe, Kunst, Schule, Geschichtschreibung, Ehe, Dienstverhältnis, Recht) von der Ethik, die der gemeinsame Nährboden aller sein sollte, ist der Tod der Gesellschaft. Der Lebensstrom zieht sich zurück und versiegt, die verschiedenen Organe treiben ihre Funktionen sozusagen auf eigne Hand fort, bis das wild wuchernde Fleisch alle edlern Säfte verzehrt und in das eiternde Gift der Korruption übergeführt hat.“ Dies zugleich als Probe von Dondorffs saftiger, aber auch etwas üppiger Ausdrucksweise. Ingrimig und witzig predigt er gegen den Witz: „Sonne, Mond und Sterne, zu denen die Phantasie Haupt und Hände gläubig emporhebt, steckt Witz, der kleine, behende Mann, kaltblütig in die Tasche.“

Nach einzelnen solchen Sätzen gehört Dondorff in eine Reihe mit Viktor Hahn und Paul de Lagarde; stünde nur das übrige auf derselben Höhe!

Es giebt eine gewisse Art, Wissenschaft zu treiben, die den Dingen nicht gerecht wird, weil sie keine Ehrfurcht vor den Dingen hat; das ist der Rationalismus. Aber eine besond're „ungläubige Wissenschaft“ giebt es nicht. Wissenschaft wird ungläubig sein, oder sie wird nicht sein; so auch die Bibelkritik. Doch warum sollte die Bibel, sollte unsre gesamte religiöse Überlieferung nicht vertragen, was doch nach Dondorffs Ansicht Schiller verträgt, „daß wir unterscheiden, was unvergänglich ist, und was menschlicher Schwäche und Einseitigkeit angehört“? Übrigens ist die Bibelkritik schon zufrieden, wenn es ihr gelingt, jüngere und ältere, selbständige und abhängige Schichten zu unterscheiden. Aber Dondorff beklagt wohl mehr ein Überwiegen der kritischen Beschäftigung, ihn verbrießt mehr das Behagen des Bildungsphilisters, der da meint, nun sei wer weiß was gethan. Leider beschränkt er sich aber fast auf Klagen und Schwarzmalen, anstatt zu sorgen, wie denn nun mehr Wärme und Liebe, mehr Fühlung mit gestern und mit morgen, mehr Haltung und fromme Sitte ins Volk zu bringen sei. Daß er selber in seiner Schrift mit gutem Beispiel voranginge, läßt sich auch nicht sagen. Ein böser, polternder, bilderstürmerischer Ton herrscht vor. Bläß und abgezogen erscheint in der Ferne, wenig glaublich, das Ideal einer heiligen, allgemeinen, apostolischen Zukunftskirche.

Drum schade um soviel Pathos und soviel Witz, soviel reiche Bildung und

soviel Beredsamkeit, wohl geeignet zu einem lauten Tamtam (vergleiche die Kreuzzeitung und den Reichsboten), aber schließlich doch unfruchtbar und müßig.

Sport und Spiel. Bei dem letzten internationalen Schachkongreß in Dresden hat sich wiederholt ein Vorfall ereignet, der alle noch nicht von der Sportmanie angesteckten Freunde des edeln Spiels mit tiefstem Unwillen erfüllt hat. Ob ihn die Fachorgane gebührend verurteilen werden, erscheint bei der einseitigen Richtung, die unter englisch-amerikanischem Einfluß leider auch im deutschen Schachleben eingerissen ist, fraglich; jedenfalls verdient er wegen seiner allgemeinen Bedeutung besprochen zu werden. Die Sache ist, kurz gesagt, diese.

Eine ganze Reihe von Spielen wurde nach den ersten, theoretisch und buchmäßig geführten Zügen, nach deren Ablauf keiner der beiden Spieler im Vorteil stand, für „remis“ oder unentschieden erklärt, also gerade da abgebrochen, wo die Kämpfer nicht mehr die Stärke ihres Gedächtnisses, sondern ihre eigentliche Spielstärke zu zeigen hatten. Wiederholt hat Herr Dr. Tarrasch, der erste Preissträger, nach zehn oder elf Zügen Remis angeboten, das die Gegner des gefährdeten Kämpfers natürlich gern annahmen. Sicherste es ihnen doch einen halben Point, während Dr. Tarrasch, dem der Gewinn sicher war, nichts darauf zu geben brauchte, ob er ihn mit einem ganzen oder einem halben Point mehr erzielte. Aber das ist kein Spiel mehr, sondern einfach Plusmacherei, die gerade beim Schach widerwärtig berührt, und die in das Gebiet der privaten Vereinbarungen fällt, deren grundsätzliche Verwerflichkeit allgemein anerkannt ist; die Turnierregeln für das von der Wiener Schachgesellschaft im Jahre 1873 veranstaltete Internationale Schachturnier verfügten mit vollem Recht ausdrücklich (§§ 10, 11): „Alle Privatvereinbarungen sind im vorhinein (sic!) ungiltig. Jeder Teilnehmer verpflichtet sich auf sein Ehrenwort, sämtliche Partien mit Aufwand seiner ganzen Kraft zu spielen.“ Für das Dresdner Turnier hat man leider eine gleiche Bestimmung zu treffen versäumt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die aus der Natur des Schachspiels sich ergebenden besondern Gründe, die gegen die gerügte Unsitte sprechen, einzugehn; hier soll nur aus allgemeinen Gründen gegen einen Mißbrauch Einspruch erhoben werden, ehe er noch weiter einreißt und deutsche freie Sitte mit der thörichtesten Schablone, in die man in England selbst Spiel und Vergnügen einzuzwängen liebt, noch mehr verunstaltet und verkrüppelt. Denn was für das Schachspiel gilt, macht sich auch noch auf vielen andern Gebieten bemerkbar, und darin liegt die weitergehende Bedeutung dieser scheinbar ein begrenztes Gebiet berührenden Thatfachen: das deutsche Spiel artet zum englischen Sport aus. Von der unerfreulichen Entwicklung, die im Wettrennen nach englischer Manier die Freude an schönen und schnellen Pferden und an der Bethätigung der eignen Kraft und Gewandtheit genommen hat, wollen wir, als von einer gar zu tief eingewurzelten, gar nicht reden; die Welt würde doch nur über den Sonderling lachen, der die Art, wie die Beduinen ihre Pferdliebhaberei bekunden, vernünftiger findet als das läppische Jockeytum, dem der zivilisirte Europäer verfallen ist. Auch die sind nicht mehr zu kuriren, die der englischen Manier des Rudersports huldigen, wodurch ebenfalls ein den Körper kräftigendes, den Geist anregendes und erfrischendes Vergnügen in Grund und Boden ruinirt wird. Aber, bei allen Göttern des Frohsinns! Muß denn jede Veranstaltung, die der Mensch erdnen hat, um sich von den großen Leiden und den kleinen Sorgen des Lebens zu erholen, dem Sportmoloch zum Opfer fallen? Muß denn unser Ohr überall von dem mißtönenden record und

der widerwärtigen championship verfolgt werden? Muß denn der Zweiradfahrer ein um die Meisterschaft der Welt ringender Dicyclist werden? Kann denn der fröhliche Bergfahrer nicht seiner Neigung huldigen, ohne zum „alpinen“ Sex zu werden? Muß der gute Schütze dem infamen Taubenschießen huldigen? Was soll beim Billardspiel der öde Kummel mit den Serien von 1000 und mehr Karambolagen? Selbst die gemüthliche Kegelei und — der schauerliche Skat sind, wie von den Kegler- und Skatbrüderkongressen her satzsam bekannt ist, diesem sinnlosen Ull verfallen. Um den Skat, der, zu einer wahren Seuche geworden, die Geselligkeit mordet und Charakter und Manieren verdirbt, ist es freilich nicht schade. Aber unser Schach! Hat Herr Dr. Tarrasch wirklich kein Gefühl für die Lächerlichkeit des Vorwands, unter dem er einen Wettkampf mit einem anerkannt hervorragenden und glänzend bewährten Meister nur deswegen abgelehnt hat, weil dieser noch nicht „schachsportlich“ geächtet worden ist? Warum sollen wir uns unsre gemüthvolle deutsche Freunde am Leben und an den Dingen, die es verschönen, durch die pedantische englische Sportfexerei vergällen?

Nochmals das Pferdefleisch. Ein hoher Offizier schreibt uns, er habe sich über unser „Maßgebliches“ in der Pferdefleischfrage gefreut, umsomehr, als ein Berliner Blatt, das einen vom Tierschutzverein ausgegangnen, für den Konsum von Pferdefleisch eintretenden Aufsatz gebracht hatte, eine von ihm eingesandte Entgegnung ignoriert habe, worin er geschrieben hatte, ebenso wenig wie man gern einen Onkel oder eine Tante, seinen Hund oder seinen Kanarienvogel essen würde, möchte man Pflerdesfleisch genießen.

Es ist selbstverständlich, daß ein Offizier, der in ein intimeres Verhältnis zum Ross treten muß, als etwa ein gelegentlicher Benutzer der Pferdebahn, auch besonders Abscheu vor der Pferdefresserei fühlen muß; und auch wir — wir kennen ihre Gründe nicht, aber wir mißbilligen sie — finden es erstaunlich von den Tierschutzvereinen, daß gerade sie das Aufessen für einen den Pferden wohlthunenden Schutz zu halten scheinen. Von da bis zu dem Antrag auf Ersetzung der Altersversorgungsgesetze durch solche, die ein geregeltcs Aufessen unsrer Onkel und Tanten zum Zweck hätten, ist doch nur ein Schritt! Und der nächste wäre — uns schaudert! — der zum Aufessen unsrer Schwiegermütter. Aber das gesunde Gefühl des normalen Menschen wird sich doch gegen diese Ausartung ebenso wie gegen die Rosschlächtereien empören und diese auf die lebensmüden Droschkengäule beschränken, die den armen Leuten, die auch bisher schließlich mit Hund und Kaze vorlieb nahmen, ein wenig animalische Nahrung zuführen, solange unsre bewundernswerten sozialen Verhältnisse sie nicht in den Stand setzen, sich menschenwürdiger Kost zu beschaffen.

Ein merkwürdiger Beweis für diese tröstliche Annahme fiel uns auf. Obwohl nämlich die Bessergestellten im Volke mit dem größten Vergnügen Duzende von Lerchen und durch den Küchennamen „Krammetsvögel“ unverfänglich gemachtes Singgeflügel zu verpeisen gewohnt sind, denkt doch niemand daran, den, wie wir uns aus unsern jugendlichen Jagdversuchen erinnern (die Jugend ist ja leider grausam) — ebenso gut schmeckenden Sperling oder Spazzen zu genießen. Er wäre doch in unsern Städten leicht zu tausenden zu haben, wo kein Schutz wegen des Ungeziefers für ihn nötig wäre, wie auf dem Lande, und der Pferdemeist vor der Abfuhr nicht notwendig entkörnt werden muß. Sollte nicht dasselbe Gefühl, das den nicht halbverhungerten Menschen das Pferdefleisch ekelhaft macht, gegenüber dem passer domesticus — traulicher Name! — im Spiele sein? Wäre es jemand

möglich, den kleinen Vagabunden zu essen, dessen Gezwitscher ihn getröstet hat, wenn nach einer durchwachten Nacht endlich der Morgen kommt, den einzigen Boten einer weit vor den Thoren draußen blühenden Natur?

Anspruchlos. In der Anzeige von Robert Schumanns Gesammelten Schriften (Grenzboten vom 28. Juli 1892, S. 229) wird gewiß mit Recht behauptet, daß Schumann in seiner Sprache nicht vor Provinzialismen zurückschrecke, ferner aber, daß er in der Schreibung anspruchlos, Hochzeittag (statt anspruchsslos, Hochzeitstag) dem Vorbilde Jean Pauls gefolgt sei. Es bleibe dahingestellt, ob viele Leser der Schumannschen Schriften gerade auf diese Buchstabenfachen besonders achten; aber heute sind ja Bemerkungen über Einzelheiten und Kleinigkeiten des Sprachgebrauchs auch in sonst allgemein gehaltenen Bücheranzeigen wieder mehr üblich als vor Jahrzehnten, und welcher Vernünftige wollte solche Sorgfalt im Kleinen tadeln? Aber bei Bemerkungen der Art geht mancher zu einseitig vom gegenwärtigen Sprachgebrauch aus und wagt Behauptungen, die schon vor leicht nachweisbaren Thatfachen der Sprach- und Wortgeschichte eines einzigen Jahrhunderts zerfallen. So ist dem Verfasser der genannten Anzeige die Schreibung anspruchlos und Hochzeittag aufgefallen, und da er sich wohl der bei mancher guten Beobachtung doch im Grunde wissenschaftlich wenig bedeutenden Schrift Jean Pauls: Über die deutschen Doppelwörter erinnerte, glaubte er in der bezeichneten Schreibung einen Anschluß an Jean Pauls Weise zu sehn. An solche Nachahmung in diesem besondern Falle zu denken, ist jedoch ganz überflüssig, da die Schreibung und Aussprache anspruchsslos sich erst allmählich im neunzehnten Jahrhundert durchgesetzt hat, während hingegen nicht bloß Jean Paul, sondern auch fast alle seine gleich ihm oder noch mehr als er berühmten Zeitgenossen anspruchlos, Anspruchlosigkeit geschrieben, nicht aber anspruchsslos, Anspruchsslosigkeit. Vielleicht ist es dienlich, an dem Worte anspruch(s)los die Unsicherheit des heutigen Sprachgefühls zu zeigen, nachdem einmal die Aufmerksamkeit der Grenzbotenleser auf Schumanns anspruchlos gelenkt worden ist.

Das Wort anspruchsslos erscheint als ziemlich junge Bildung und wird nebst Anspruchlosigkeit in den Wörterbüchern erst seit Adelung (1774) verzeichnet, ja in gleichzeitigen und etwas spätern ziemlich ausführlichen Werken wie in Schwans Dictionnaire allemand-françois (1783) oder in Moerbeeks deutsch-holländischem Wörterbuch (1786) völlig übergangen. Campe (1807) führt nur anspruchlos auf, ebenso Heinsius (1818) und Heyse (1833), ohne die Formen anspruchsslos oder Anspruchsslosigkeit auch nur zu erwähnen. Nur Catel in der Berliner Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie giebt schon im Beginn unsers Jahrhunderts (1801) unter prétention anspruchsvoll und anspruchsslos. Jakob Grimm im Wörterbuch 1, 472 (1854) führt als Stichwort in Reih und Glied nur anspruchlos und Anspruchlosigkeit auf, ebenso anspruchsvoll, bemerkt aber, anscheinend als besondre Abweichung, daß Gotter (gestorben 1797) an einer Stelle anspruchsslos biete. Also auch Grimm erachtet noch im Anfange der fünfziger Jahre die Form anspruchsslos für die übliche. Nicht anders verhält sich Sanders, indem er in seinem großen Wörterbuche 2, 161a (1863) noch anspruchsslos ansetzt, doch 3, 1433c (1865) neben anspruchsvoll auch anspruchssvoll durch zwei Stellen Wielands belegt. Schon gegenüber diesen Angaben der Wörterbücher wird man Bedenken tragen, die von Schumann gebrauchte Form anspruchsslos auf eine Nachahmung Jean Pauls zurückzuführen. Die Schriftsteller nun selbst stimmen mit den Ausführungen der Wörterbücher ganz überein. Ich

finde unser Wort zuerst 1754 bei Wieland, *Supplemente* 4, 17 (*Erinnerungen an eine Freundin*): der anspruchlose bescheidne Stolz auf selbstbewußten Wert. Ebenso gebraucht es Wieland ein halbes Jahrhundert später *Vd.* 33, 130 im *Hexameron* von Rosenhain (1804): eine Unterhaltung, die auf beiden Seiten gleich anspruchlos ist. Daß Schiller in der *Jungfrau von Orleans* und in der *Schrift über das Naive* die Form anspruchlos bietet, und zwar, wie Gödekes große Ausgabe lehrt, ohne abweichende Lesart, ist vor einigen Jahren an anderm Orte bemerkt worden. Campe in seinem *Versuche über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache* S. 200 (1794) giebt unter dem Worte präensionslos das deutsche anspruchlos, ebenso im *Verdeutschungswörterbuche* S. 544b (1801); auch Förbens im *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten* 1, 244 (1806) hat Anspruchlosigkeit neben präensionsvoll ebd. 4, 41. Gerade aus diesem neben präensionslos und präensionsvoll so übereinstimmend gesetzten anspruchlos und =voll darf man wohl schließen, daß Campe und Förbens in den entsprechenden ganz deutschen Wörtern die Aussprache ohne bindendes s für üblich oder mustergiltig gehalten haben. E. W. Arndt zeigt früher und später übereinstimmend die Schreibung anspruchlos; so *Anspruchlosigkeit* in seinen *Reisen durch einen Teil Deutschlands* 2, 235 (2. Aufl. 1804), desgleichen in den *Schriften An meine lieben Deutschen* 2, 264 (*Über den deutschen Studentenstaat*, zuerst erschienen 1815); *anspruchlos* ebd. 3, 339 (*Über G. A. Reimer*, 1842). Niemeier, *Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts* 1, 544 (1818) hat *anspruchlos*, ebd. 3, 174 (1819) *Anspruchlosigkeit* und 225 *anspruchvolles Wesen*. Auch im *Rheinischen Merkur* (1814 bis in den Januar 1816) steht wiederholt *anspruchlos*, doch daneben auch *anspruchlos* in Nr. 88 vom 17. Juli 1814 und in Nr. 356 vom 8. Januar 1816. Wenig später finde ich *Anspruchlosigkeit* in *Clarens Mimili*, S. 32 der Reclamschen Ausgabe, und ich will annehmen, daß hier, wie solche Genauigkeit ja in der Reclamschen Sammlung seit einigen Jahren üblich geworden ist, ein getreuer Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1816 vorliege. Diese leicht zu mehrenden Belege werden zum Beweise dafür genügen, daß unsre großen Schriftsteller wie Wieland, Goethe, Schiller u. a. in ihrer frühern und in ihrer spätern Zeit die Form *anspruchlos* gebrauchten, und daß es die Kleinern im allgemeinen ebenso machten; daß ferner schon in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die Form *anspruchlos* vereinzelt und seit dem zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts häufiger vorkommt, jedoch in den Wörterbüchern, außer bei *Catel*, noch lange Zeit keine Anerkennung findet, bis sie seit den fünfziger und sechziger Jahren das Übergewicht bekommt, sodaß schließlich im Jahre 1892 in den *Grenzböten* die Form ohne s als fremdartige Bildung betrachtet werden kann, die sich angeblich erst als Nachahmung des feineren Zeit ja vielen Schriftstellern als Vorbild geltenden *Jean Paul* erklären läßt.

Nicht viel anders steht es mit der ebenfalls auf *Jean Paul* zurückgeführten Schreibung *Hochzeittag*. Die vorhin genannten Wörterbücher bezeichnen übereinstimmend sämtliche Zusammensetzungen mit *Hochzeit* ohne das bindende s, und auch diese Angaben entsprechen dem bis vor einigen Jahrzehnten geltenden Sprachgebrauche. Auf Vorführung von Beispielen kann verzichtet werden; es sei nur erinnert an Herders bekannte *Ballade Erbkönigs Tochter*, in der *Duf* spricht:

Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.

Und weil dem Tage gewöhnlich eine Nacht entspricht, so möge Wieland noch einmal

zu Worte kommen, in dessen Lucianübersetzung wir Bd. 4, 412 (1789) lesen: die meuchelmörderische Hochzeitnacht der fünfzig Danaiden.

Und nun die Nuganwendung: Möchten doch alle, die über deutschen Sprachgebrauch etwas durch den Druck mitteilen wollen, sich sorgfältig umthun, wo schon derselbe Gegenstand durch Sachverständige entweder ausführlich behandelt oder gestreift worden ist. Im vorliegenden Falle würde schon eine Befragung der genannten Wörterbücher, besonders aber ein Einblick in den zweiten Band der Grimmschen Grammatik vor dem Aussprechen einer unhaltbaren Meinung bewahrt haben.

Groß-Strehlitz

Gombert

Zusatz der Redaktion. Wir haben die vorstehende Belehrung abgedruckt, damit der Verfasser nicht seine mühevollen Zusammenstellung vergebens gemacht habe. Was aber nun Herrn Gombert unbekannt zu sein scheint, ist das, daß Schumann jahrelang ausschließlich für Jean Paul geschwärmt, ausschließlich Jean Paul gelesen hat und daß er in seiner Ausdrucksweise aufs tiefste von ihm beeinflusst worden ist. Der Gedanke also, auch in solchen Kleinigkeiten den Einfluß Jean Pauls zu sehn — natürlich nicht der Schrift über die Doppelwörter (!), sondern des Jean Paulischen Sprachgebrauchs — ist durchaus nicht so thöricht, wie es Herrn Gombert erschienen ist. Im Übrigen mag er ja Recht haben.

Mozarts Wiegenlied. In dem neuesten Hefte der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft (8. Jahrgang, 2. Heft) befindet sich ein Aufsatz von Max Friedländer, der den Nachweis führt, daß das unter Mozarts Namen gehende Wiegenlied: „Schlafe, mein Prinzchen, es ruh“ u. s. w. nicht von Mozart sein kann. Da die Vierteljahrsschrift nur in den hier sehr engen Kreisen der Fachwissenschaft gelesen wird, das Liedchen aber allbekannt und allbeliebt ist — wird es doch sogar, trotz des verhänglichen Fragezeichens in der zweiten Strophe, von manchen Sängern in öffentlichen Konzerten gesungen! —, so wollen wir die Beweisführung Friedländers kurz mitteilen.

Friedländer hat durch einen glücklichen Zufall entdeckt, woher der Text des Liedes stammt. Bisher wurde es bald Claudius, bald Gleim, bald Weiße zugeschrieben. Es ist aber von keinem von allen, sondern von Gotter, und zwar steht es in dessen Schauspiel „Esther.“

Die Esther ist eine Dichtung in Wielandischer Manier, voll Grazie, voll Laune, voll Satire, voll toller Anachronismen; nur Kambergische Kupferstiche gehörten noch dazu. Im fünften Akt liegt Ahasver unruhig auf seinem Sofa und kann keinen Schlaf finden. Eben hat er seinem Astrologen Belsazar ein Traumgesicht erzählt und dessen Deutung gefordert, und nun ist sein Leibarzt Hippokrates bei ihm und soll ihm Schlaf schaffen. Da Hippokrates seine Unfähigkeit gesteht, kommt Ahasver selbst auf den Einfall, die schöne Sklavin Fatme rufen zu lassen, damit sie ein Lied singe: „ein Lied — wobei man schlafen kann — Gleichviel! — Ein Wiegenlied!“ Als sie sich einen Augenblick ziert, fügt er drängend hinzu: „Das Wiegenlied, das ich vor kurzem Esthern gab! — Du weißt's! Besinne dich!“ Und nun singt sie „zur Guitarre“:

Schlafe, mein Prinzchen! es ruh
Schäfschen und Vögelchen nun;
Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Bienchen mehr summt;

Luna mit silbernem Schein
 Guckt zum Fenster herein.
 Schlafe beim silbernen Schein,
 Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein!

Auch in dem Schlosse schon liegt
 Alles in Schlummer gewiegt;
 Reget kein Mäuschen sich mehr,
 Keller und Küche sind leer.
 Nur in der Hofe Gemach
 Tönet ein schmelzendes Ach.
 Was für ein Ach mag das sein?
 Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein.

Wer ist beglückter als du?
 Nichts als Vergnügen und Ruh!
 Spielwerk und Zucker vollauf,
 Und noch Karesse'n im Kauf!
 Alles besorgt und bereit,
 Daß nur mein Prinzchen nicht schreit!
 Was wird das künftig erst sein?
 Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein. *)

Friedländer schließt nun so: Mozart starb 1791, Gotter's Esther wurde erst 1795 veröffentlicht. Die Möglichkeit also, daß Mozart der Komponist des Liedchens sei, würde nur dann vorliegen, wenn man annehmen dürfte, entweder: daß Gotter seine Esther schon vor 1791 gedichtet und das Wiegenliedchen Mozart zur Komposition geschickt habe, oder: daß das Liedchen allein vielleicht schon vor 1791 von Gotter irgendwo veröffentlicht, oder daß es vielleicht gar nicht von Gotter selbst gedichtet, sondern nur als Einlage von ihm benutzt, oder endlich daß es von Gotter einer bereits vorhandenen Mozartischen Melodie untergelegt worden sei. Alle diese Annahmen sind ausgeschlossen bis auf eine: es steht in der That fest, daß die Esther schon 1789 gedichtet war. Denn Karoline Böhmer schreibt schon im Oktober 1789 in einem Briefe an F. L. W. Meyer: „Gotter hat eine stolze Bastha (so!) und eine demüthige Esther gemacht, die er in Weimar vorlas.“ **)

Die Echtheit des Liedchens wird aber auch aus andern Gründen zweifelhaft. Bis 1828 hat niemand etwas von dem Liede gewußt. Erst da — also 37 Jahre nach Mozarts Tode! — wurde es zum erstenmale gedruckt als musikalische Beilage zu der Biographie Mozarts von Nissen. Dieser Nissen war der zweite Mann von Mozarts Witwe Konstanze; sein Buch wurde nach seinem Tode von Mozarts und nunmehr auch Nissens Witwe herausgegeben. So wie das Lied aber dort gedruckt ist, zeigt es ein paar auffällige Fehler, namentlich einen groben Verstoß gegen die Deklamation, der Mozart schlechterdings nicht zuzutrauen ist, und einen gegen die musikalische Grammatik. Übrigens hat nachweislich Nissen und seiner

*) Vielleicht entschließen sich die Sängerinnen, die, trotz der zweifelhaft gewordenen Echtheit, das Liedchen nicht preisgeben wollen, in Zukunft wenigstens den hier mitgetheilten echten Text zu singen statt des jetzt verbreiteten, worin solcher Unsinn vorkommt, wie in der dritten Strophe: Karossen im Lauf, statt: Karesse'n im Kauf. Als ob man ein schreiendes Prinzchen durch laufende Karossen einschläferte! Es ist klar, wie die Verballhornung entstanden ist. Jrgend ein Abschreiber verstand nicht die Worte im Kauf, die so viel bedeuten wie als Zugabe, obendrein (vergl. mit in Kauf nehmen), und so änderte er im Hinblick auf die gleichzeitig falsch gelesenen Karossen das Kauf in Lauf um.

**) In dem Bändchen Schauspiele, das Gotter 1795 veröffentlichte, stehen außer der Esther noch die stolze Basthi, eine Art Vorspiel zur Esther, und die beiden Wasen.

Frau das Lied nicht in Mozarts Handschrift, sondern nur in einer Abschrift vorgelegen; beide wußten nicht, sondern glaubten nur, daß das Lied von Mozart sei. Also, schließt Friedländer, „wir können als sicher annehmen, daß auch das Wiegenlied zu den Kuckuckseiern gehört, die in Mozarts Nest gelegt wurden“ [soll heißen: gelegt worden sind].

Endlich sucht Friedländer dem wirklichen Komponisten des Liedes auf die Spur zu kommen. Es ist ihm gelungen, eine Komposition des Liedes von dem Herzoglich Sachsen-Meiningischen Kapelldirektor Fleischmann nachzuweisen, die 1796 in Offenbach gedruckt, auch anderwärts nachgedruckt worden ist, und deren Anfangstakte, ebenso wie ein chromatischer Gang in dem vorletzten Takte der Klavierbegleitung, eine auffällige Ähnlichkeit mit denselben Takten der angeblich Mozartischen Komposition zeigen. Und so schließt er denn mit der Vermutung: „Ein geschickter Musiker, der mit Mozarts Stil vertraut war, wandelte in den zwanziger Jahren Fleischmanns Lied in die uns jetzt geläufige Form um. Die neue Komposition fand dann ihren Weg nach Salzburg, wo einige Musiker Mozarts Art darin zu erkennen glaubten, und daraufhin wurde das Lied von Konstanze ohne viele Strupel als Mozarts Werk herausgegeben.“

Ich möchte zu dieser Beweisführung nur wenige Bemerkungen machen. Friedländer selbst führt aus der Lebensbeschreibung Gotters von Schlichtegroll (zuerst gedruckt im Nekrolog auf 1797, dann wieder 1802 vor Gotters Nachlaß) die Nachricht an, daß Gotter sein Singspiel „Die Geisterinsel“ an Mozart habe zur Komposition senden wollen, daß aber Mozart vor der Ausführung dieser Absicht gestorben sei. (Die Geisterinsel wurde später von mehreren andern komponirt.) Die Erzählung Schlichtegrolls klingt so bestimmt, als ob er sagen wollte: Schade, daß Mozart starb, sonst hätte er die Geisterinsel höchstwahrscheinlich komponirt! Wie hätte nun Gotter diese Hoffnung hegen können, wenn er bis dahin mit Mozart in gar keiner Verbindung gestanden hätte? Die Annahme also, daß Gotter bereits 1789 sein Wiegenlied Mozart zugeschickt habe, mit der Bitte, es zu komponiren, liegt eigentlich nicht so fern. Höchst bedenklich aber ist der Umstand, daß sich das Lied in Mozarts Nachlaß nicht in Mozarts Handschrift vorgefunden hat. Dieser Umstand allein hätte schon bisher ausreichen können, das Lied Mozart abzuspochen.

Wenig Glauben wird die Ansicht Friedländers finden, daß die angeblich Mozartische Komposition aus der Fleischmannischen zurechtgeschnitten sei. Beide Kompositionen sind so verschieden, wie ein paar Kompositionen desselben Liedes damals — d. h. vor Beethoven und Schubert — nur sein konnten. Daß der Anfang beider eine auffällige Ähnlichkeit hat, ist nicht zu leugnen. Aber Friedländer selbst weist ja auf die allbekannte Melodie des Volksliedchens: „Schlaf, Kindlein, schlaf!“ hin, die durch beide hindurchklingt. Wenn heute zehn Komponisten die Aufgabe bekämen, das Lied zu komponiren, so wäre es allerdings möglich, daß ihre zehn Kompositionen nicht die geringste Ähnlichkeit unter einander zeigten. Aber wie komponirt man auch heute! Heute würde sich doch jeder, dem diese Aufgabe gestellt würde, zunächst fragen: Wie fängst du an, daß du etwas recht Ungewöhnliches, Unerwartetes, Unnatürliches zu stande bringst, in der Melodie, im Rhythmus, in der Begleitungsfigur u. s. w. Wenn dagegen vor hundert Jahren zehn Komponisten die Aufgabe gestellt worden wäre, so kann man darauf schwören, daß ihre zehn Kompositionen alle im Dreiviertel- oder Sechsechteltakt gewesen wären, und daß das „Schlaf, Kindlein, schlaf“ wie durch Tapferische „wandernde Melodien“ in allen wiedergeklingen hätte. Die in Mozarts

Nachlaß gesunde Composition kann also recht gut eine selbständige Arbeit sein. Der Komponist bliebe dann noch nachzuweisen, wenn — es der Mühe lohnte.

Aber lohnt es denn der Mühe? Friedländer spricht das Lied augenscheinlich mit einem gewissen Bedauern Mozart ab. Er spricht von seiner „feinen, zierlichen, den Musiker wie den Laien gleichmäßig erfreuenden Melodie,“ die ebenso sehr „Webers wie Mozarts Züge“ trage, „aufs glücklichste die galante Stimmung des Gedichts“ treffe u. s. w.; sogar den recht gewöhnlichen chromatischen Gang am Schlusse, der wohl in hundert Liedern jener Zeit wiederkehrt, nennt er den „schönen chromatischen Gang.“ Wie verschieden wir doch da fühlen! Ich habe das Liedchen manch liebes mal Sängern begleitet und habe das natürlich stets mit der nötigen Pietät besorgt. Aber im Geiste sah ich doch dabei immer zu meiner Rechten eine Hand die Kurbel drehn und dachte: Na, das Lied singest du auch nicht, wenn nicht Mozart drüber stünde! Auf mich hat offen gestanden der Nachweis Friedländers wie eine Befreiung gewirkt. * * *

Unter den Linden. In wenigen Wochen wird Berlin durch Eröffnung des neuen Theaters „Unter den Linden“ um eine attraction bereichert werden — so melden die Zeitungen. Eine attraction für wen? An jedem Abend sollen zwei große Ballets und eine Operette aufgeführt werden. Zweihundert „Figurantinnen sind engagirt“; das Theater faßt tausend Zuschauer. Gespielt wird bis Mitternacht, doch bleibt das „Etablissement“ bis ein Uhr geöffnet. Mit dem Theater wird sich ein Café und ein — Hotel verbinden. Honny soit qui mal y pense! Vielleicht ist sogar ein Gutes dabei. Man sieht endlich, wo das Ballet hingehört.



Litteratur

Die Neue Welt. Reisekizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Kanada und Mexiko. Von Emil Deckert. Berlin, Gebrüder Paetel, 1892.

Amerika tritt uns immer näher. Einst schwamm es wie ein Wolkenstreif, der sich ins Unbestimmte verliert, tief am Abendhimmel, rot und golden wie ein Märchen; aber es ist gewachsen und steigt immer höher und dunkler am Firmament herauf, wir unterscheiden schärfer einzelne Teile und ermessen die Größe des Ganzen, dessen Schatten über das Meer bis zu uns herüberfällt. In dem Fremden dieser Erscheinung liegt etwas Drohendes, wir erwarten unbestimmt einen Einfluß dieser Raumgröße, dieser Menschenmengen und vielfältigen Hilfsmittel und Leistungen auf unser soviel kleiner zugeschnittenes Wesen und fragen uns, ob unser politisches Kleingewerbe in der Konkurrenz mit diesem großen Unternehmer bestehen werde. Mächt Rußland fordert Nordamerika am dringendsten zum Studium auf, nicht uns nur, sondern alle Europäer, und da wir keinen Überfluß an guten Büchern über dieses Land haben, begrüßen wir mit Dank neue, gute Berichte; sie sind um so notwendiger, als die transatlantischen Länder in ihrem jugendlichen Wachstum sich in vielen Einzelheiten überraschend schnell verändern.

Gegen das Buch, von dem wir heute ein paar Worte sagen möchten, haben